

Verlag Bibliothek der Provinz

Franz Winter

FASZINATION LEBEN

Rückblick eines Wiener, Jahrgang 1929

Franz Winter
FASZINATION LEBEN
Rückblick eines Wiener, Jahrgang 1929

herausgegeben von Richard Pils
lektoriert von Dr. Erika Sieder

ISBN 978-3-99126-333-3
© Verlag Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA
www.bibliothekderprovinz.at

Bild 17 und 18 – Bezirksmuseum Floridsdorf

INHALT

*Ich widme die folgenden Erinnerungen
meiner lieben Frau Herta,
mit Dank für ihre Liebe in unserem
so langen gemeinsamen Leben.*

*Ich gedenke meiner Verstorbenen,
der Eltern Maria und Franz
und meiner Brüder Walter und Werner.*

*Mein Dank gilt allen Wegbegleitern
aus der Pfarre St. Johann Nepomuk,
vor allem Sylvia und Markus,
ohne deren geduldige Unterstützung
dieses Buch nicht entstanden wäre.*

Wien, im Sommer 2025

Vorwort	7
Erste Erinnerungen	9
Oberschule und Kriegsbeginn	25
Die Kriegszeit	39
„Auferstehung“	62
Erste Berufsausbildung	68
National Cash Register Company	81
Mein Glaube	91
Die neue Wohnung	112
Unsere Bekanntschaft mit der Malerei	135
Das Katholische Bildungswerk	148
Katholikentag und Papstbesuch 1983	164
Kreisky und das Konkordat	171
Umweltaktivitäten	176
Reformversuche in der Kirche	181
Kirche und Kommunismus	190
Früchte der Taizé-Treffen	209
Epilog	223
Biographie	224
Personenregister	226
Literaturverzeichnis	231

„AUFERSTEHUNG“

Ungewohnte Stille

Und dann war es auf einmal für längere Zeit ringsum völlig still. Es war eine unglaubliche, ungewohnte Stille, Ich überredete meine Eltern, weggehen zu dürfen, um nach jungen Brennesseln zu suchen, die man als Salat oder als Gemüse hätte essen können. Als ich aus dem Haus in die menschenleere Straße hinaustrat, glaubte ich mich in einer anderen Welt. Die Sonne schien, der Himmel war blau, und in eine wunderbare Stille hinein sang eine Amsel, als wäre nichts gewesen. Ich werde dieses Gefühl nie vergessen: Auferstehung!

Ich stolchte herum, bis zu den Schrebergärten. In der Nähe der Forsthausgasse muss es gewesen sein, wo die Brigitta-Kapelle steht und damals noch ein Gasometer war. Aber die Natur war noch nicht so weit, es gab keine Brennesseln. In einer unversperrten Gartenhütte lag eine alte, angerostete Fahrradfelge herum. Ich nahm sie mit, vielleicht konnte sie Vater gebrauchen. Aber da kam ich gut an. „Sofort zurücktragen!“, hieß es. Aber ich wusste wirklich nicht mehr, wo ich sie genommen hatte.

Impressionen aus diesen Tagen: Ein ausgebrannter deutscher Panzerspähwagen, der mit offener Ausstiegsluke noch lange herumstand. Ich überlegte, sooft ich daran vorbeiging, ob die Männer noch aus dem brennenden Fahrzeug herausgekommen waren. Das geplünderte Lebensmittelgeschäft auf unserer Seite des Engelsplatzes. Es roch noch immer intensiv

nach den nicht mehr vorhandenen Gewürzen. Die Erinnerung daran, wie ich von einem Fenster des Stiegenhauses, auf der Rückseite eines alten Kalenderblattes (anderes Papier hatte ich nicht), die Bombenruinen der Nachbarhäuser zeichnete. Bevor ich dieses Blatt, wie viele andere Erinnerungsstücke verlor, erschien die Zeichnung in dem Buch „Wien – Die letzten Spuren des Krieges“ von Marcello La Speranza.

Dort, wo die Engerthstraße in diesen Platz mündete, waren Gefallene bestattet. Auf einer Seite der Straße deutsche, auf der anderen Seite russische. Wahrscheinlich handelte es sich bei Letzteren um Offiziere, denn man hatte ihnen einen großen Grabstein gesetzt, mit den dazugehörigen Symbolen und Namen. Bei der Zeremonie spielte eine Militärkapelle die Russische Hymne. Ich habe sie so oft gehört, dass ich sie heute noch singen könnte. Auch Buchsbaum-Bäumchen standen links und rechts. Für die Menschen in den Gräbern beider Seiten war nun alles zu Ende. Ich dachte mir, dass es denen auf der „deutschen“ Seite nun wahrscheinlich egal sein würde, dass sie, die ehemaligen Helden, nun als Verlierer, keine solche Ehre und Aufmerksamkeit erhielten.

Einmal gab es auf dem Platz eine Veranstaltung mit Lautsprecher-Durchsagen und Musik. Ich weiß nicht, wer der Veranstalter war. Sicher keine Amerikaner (obwohl wir kleine Cadbury-Schokoladen [das wären Engländer!] erhielten), weil wir uns im russischen Sektor befanden, den anderes Militär nicht betreten durfte. Vielleicht war es eine neutrale Hilfsorganisation oder die neue Gemeindeverwaltung. Wie ich wusste, war hier noch kurz vorher eine Anzahl kleiner Trichter von Granatwerfer-Einschlägen gewesen. Die hatte man nun schon aufgefüllt und planiert. Ich hatte gehört, dass eine Gruppe deutscher Soldaten, die dort Aufstellung genommen hatte, dabei getroffen wurde.

Der geräumige Platz war für Versammlungen gut geeignet. Es gab dort keine Schuttberge und keine einsturzgefährdeten Ruinen.

Wir Jungen streunten viel herum

Es war Abenteuerlust und Neugierde. Dabei hatten wir unglaubliches Glück, nicht von den Russen aufgegriffen zu werden. Besonders damals, als ich mit einem Freund über die zerstörte Floridsdorfer Brücke über die Donau an den Rand von Wien wanderte. Russische Pioniere hatten über die im Wasser liegende Konstruktion einen notdürftigen Übergang geschaffen. Schwindelfreiheit war angebracht. Wir hatten etwas Nähzeug von meiner Mutter mit. Vielleicht konnten wir dafür etwas Essbares eintauschen. Nach einer, in einer Werkzeughütte von Straßenarbeitern verbrachten Nacht, hatten wir schon fürchterlichen Hunger und freuten uns närrisch, als wir auf einem Feld in einem verlassenen Schützenloch eine liegengebliebene Cornedbeef-Dose fanden. Schließlich brachen wir unser Unternehmen ab und begaben uns heimwärts. Ich war froh, dass meine Mutter über der Freude, mich gesund wiederzusehen, ganz aufs Schimpfen vergaß.

Am Donauufer bei der Brücke stand eine kleine Holzhütte. Als die Kampfhandlungen vorbei waren, lagen dort Kriegsrelikte aller Art herum, unter anderem eine nicht abgefeuerte Panzerfaust. Wir machten uns den Spaß, das Rohr zu öffnen, das darin befindliche Schwarzpulver in Schlangenwindungen aufzustreuen und an einem Ende anzuzünden. Niemand kümmerte sich darum, was wir taten. Natürlich hätten es unsere Eltern nicht wissen dürfen.

Unterernährt

Unterernährt, wie ich war, kam ich gleich nach dem Krieg mit einem Transport unterernährter Kinder nach Prein an der Rax. Nach dem Eintreffen wurde jeder gleich einmal ordentlich gebadet, und zwar in einem riesigen Holzbottich. Wozu der vorher gedient haben könnte, weiß ich nicht. Läuse fand man bei mir keine. Wir dürften in einer Schule gewohnt haben, denn ich erinnere mich an den breiten Stiegenaufgang. Dieser Aufenthalt ist mir sehr ambivalent in Erinnerung. Negativ, weil ich eines Morgens dem Leiter gestehen musste, dass ich das Bett genässt hatte, was mir unheimlich peinlich war. (Er verriet das freundlicherweise nicht den anderen Kindern.)

Positiv war, dass ich erstmals mit alpiner Natur in Berührung kam. Es war für mich ein ganz neues, wunderbares Erlebnis, auf einem Baumstumpf in der Sonne zu sitzen, den Duft von Harz und Pflanzen einzusatmen, mit dem Summen der Fliegen und Hummeln ringsum.

Leider merkte ich damals auch, dass ich nicht schwindelfrei war. Als ich eine Felswand hinaufkletterte und aus etwa acht Metern einmal hinuntersah, musste ich mich sehr zusammennehmen, nicht in Panik zu verfallen und für den Rückweg die richtigen Tritte zu finden. Auch später machte mir das bei den zahlreichen Bergwanderungen mit meiner Frau manchmal zu schaffen. Interessanterweise war diese Angst plötzlich weg, wenn es darum ging, meine Frau in schwierigem Gelände zu sichern.

Aufarbeitung

Nach dem Krieg versuchten viele, die Erlebnisse dieser Zeit schriftlich aufzuarbeiten, auch zur Erinnerung und als War-

nung. Für Lehrer gab es die Möglichkeit, ihre Erinnerungen in Dichtung und/oder Prosa in der Zeitung des Lehrerhausvereins zu veröffentlichen. Ich fand darin folgendes Gedicht, das wahrscheinlich schon in den Kriegstagen geschrieben worden war:

Vermißt

*Die Birke grünt, und die Kirsche reift,
Und der Himmel ist voller Licht,
Und der Wald wird bunt, und der Schneesturm weht –
Aber du kommst immer noch nicht.
Und von morgens bis abends erfüll' ich stumm
Des Tags eintönige Pflicht,
Und nachts lieg' ich wach im einsamen Bett – Aber du
kommst immer noch nicht.
Und sonntags geh' ich hinaus vor die Stadt,
Wo das Gras aus den Schollen bricht,
Darunter ruhst du vielleicht schon lang –
Und ich, ich weiß es nicht!*

Die Autorin dieses berührenden Gedichts, Frau Lehrerin Margarete Gruber, war eine Kollegin meiner Frau.

Hamstern

„Hamstern“, das war der Versuch, für mehr oder weniger wertvolle Sachen etwas Essbares einzutauschen. Manche Bauern, die genug hatten, um etwas abzugeben, nützten dies weidlich aus. Ich erinnere mich an das wütende Schimpfen einer Bäuerin, weil ich im Vorbeigehen an ihrem Acker nachgese-

hen hatte, ob die Erdäpfel schon reif wären. Wir hatten kaum Wertvolles anzubieten, so halfen wir einmal in der Wachau bei der Marillen-Ernte. Als Lohn gab es ein Schmalzbrot für uns Kinder. Dieses und die Marillen, die ich beim Pflücken aß, vertrugen sich nicht miteinander, da ich gleichzeitig auch Wasser trank. Arges Bauchweh war die Folge.

Während der Kämpfe wurde mein Vater als gelernter Fleischhauer manchmal gerufen, um ein in den Straßen umgekommenes Pferd oder Rind zu zerteilen. So hatten wir manchmal etwas Fleisch. Dann wieder gab es auf unserem Speisezettel tagelang das gleiche Gemüse, weil am Markt gerade eine Lieferung angekommen war. Zum Beispiel Porree, ein Lauchgemüse. Als es hieß, bei einem Bäcker in der Stromstraße gäbe es 1/4 Brot, machte ich mich auf den Weg und reihte mich in die Schlange der Wartenden ein, in der Hoffnung, mit einem Laib Brot nach Hause zu kommen. Als ich schließlich an der Reihe war, und nur ein Viertel eines Brotlaibs bekam, sagte ich ganz enttäuscht: „Aber wir sind doch Vier!“ Es half nichts, das Viertel war pro Familie gedacht.

Später konnte ich eine Zeit lang von den russischen Soldaten etwas erbetteln, die in der Nähe eine Kaserne hatten, aber nicht lange. Vielleicht war es ihnen dann verboten worden, uns etwas zu geben. Bei dieser Gelegenheit lernte ich einige Brocken Russisch. Hauptsächlich den einen oder anderen ordinären Ausdruck.

ERSTE BERUFSAUSBILDUNG

Neuanfang

Als der Krieg zu Ende war, musste ich mich um eine neue Lehrstelle umsehen.

Die Firma Ludwig Giller war ein Großhandelshaus in der Neubaugasse im 7. Bezirk, das vor allem die Trafiken in Wien und Umgebung belieferte. Im Briefkopf hieß es: Großhandel mit Rauchrequisiten, Feuerzeugen, Rasierklingen und Trafik Artikeln, wir hatten aber auch ein großes Sortiment an Papierwaren. Bei der späteren Handelskammerprüfung hatte ich durch einen Irrtum das Pech, einen Prüfer aus dem Lebensmittelbereich zu haben, der von meiner Branche keine Ahnung hatte, sodass ich nicht mit meinen Kenntnissen brillieren konnte. Umgekehrt wusste ich so gut wie nichts über den Lebensmittelbereich, sodass dann ein GUT mein Zeugnis verpatzte. Dass mich das störte, zeigt, dass so etwas wie Ehrgeiz in mir erwacht war.

Ich lernte u.a. die verschiedenen Papiermaße, Formate, Packungs-Einheiten usw. kennen. Manche sind kaum mehr bekannt, z.B.: 1 Gros = 12 Dutzend = 144 Stück, 1 Neu-Ries = 10 Buch = 100 Heft = 1.000 Bogen (je nach Grammatik des Papiers). Ein Schock = 60 Stück, usw. Es gab auch das sogenannte Kanzleipapier von relativ hochwertiger Qualität im Format Din A3, einmal gefaltet, liniert, kariert und hochkariert.

Damals erhielt ich ein Buch geschenkt, das meine Einstellung bezüglich Ehrlichkeit und Pflichtbewusstsein im Beruf

sehr beeinflusst haben dürfte. Es handelt vom Unternehmertum in einer schon untergegangenen Zeit. Für heutige Begriffe sehr moralisierend und romantisch, aber durch seine Menschlichkeit noch immer gültig. Ich bewahre es auf, obwohl man ihm seine 80 Jahre deutlich ansieht. Ich bin ja auch nicht schöner geworden.

Solange noch keine Straßenbahn fuhr, marschierte ich, wie ein Jahr zuvor, täglich zu Fuß von der Wehlstraße über die Innenstadt auf den Neubau und abends wieder zurück. Nur diesmal ohne Flakfeuer. Am Morgen musste ich vor allen anderen in der Firma sein, wenn eine Verwandte des Chefs das Geschäft aufsperrte. Meine erste Tätigkeit war die Inbetriebnahme der „Beleuchtung“. Es gab je keinen Strom. Wir hatten einige Petrolgas-Lampen (oder war es Spiritus?) mit einem Auer-Welsbach-Glühstrumpf. Durch händisches Pumpen wurde ein Druck erzeugt, der die Flüssigkeit verdampfen ließ. Dann wurde der sehr empfindliche Glühstrumpf mit einem Streichholz angezündet. In der Nähe gab das ein ganz passables Licht. Einen Raum konnte man damit nicht ausleuchten.

Matrize

Im Zeitalter von Smartphone und Internet kann man sich nicht vorstellen, wie man sich früher untereinander verständigt und zu Veranstaltungen eingeladen hat. Als Vervielfältigungsgerät für Flyer diente ein Matrizendrucker (in den 1920er-Jahren entwickelt). Dazu wurde mit der Schreibmaschine, aber ohne Farbband (!), ein Text auf die Matrize, einem dünnen Blatt mit Befestigungsrand, geschrieben, wodurch die Buchstaben durchgestanzt wurden. Diese Matrize wurde auf

eine Trommel gespannt. Durch Drehen der Kurbel wurde Blatt für Blatt eingezogen und die Farbe drang durch die Konturen der ausgestanzten Buchstaben auf die Blätter. Eine Kurbelumdrehung ergab einen Handzettel in A4 oder A5. Eine Auflage von 300 Stück ersparte einem den Besuch eines Fitness-Studios. Ein ähnliches Verfahren war jenes mit Spiritus-Matrize, mit welcher – sehr umständlich - mit Farbe gedruckt werden konnte. Bilder an die Wand projizieren konnte man damals nur mit Hilfe eines Diaprojektors oder Overheadprojektors.

Professor Blaskowitz sollte bei einem seiner Vorträge eine Abbildung in einem Buch für alle sichtbar machen. Dazu brachte er eine Art Kiste aus Blech mit, die keinen Boden hatte. Im Inneren gab es eine starke Glühlampe und zwei Spiegel, an einer Seite ragte ein Objektiv heraus. Das Ganze wurde über das Buch mit der Abbildung gestülpt. Von der Lampe stark angestrahlt, über die Spiegel zum Objektiv gelenkt, konnte man an der Wand tatsächlich ein Bild erkennen. Oft wurde dieses System nicht angewendet.

Währungsreform

Es dürfte 1947 gewesen sein, denn ich war noch Lehrling bei der Firma Giller, da gab es in Österreich wieder einmal eine Währungsreform. Die drohende Abwertung des Schilling veranlasste Viele, noch rasch etwas zu kaufen bzw. ihre Schulden loszuwerden. In einer Wiener Zeitung schrieb ein Autor in einer Glosse: „Schuldner harren der Gläubiger, um ihnen unter Androhung von Gewalt Zahlung zu leisten“. Ich sah in der Auslage eines Textilgeschäftes eine graue Weste, die ich gerne haben wollte. Im Geschäft weigerte man sich mit Aus-



Bild 32

flüchten, sie mir zu verkaufen. Ich ging in das nahegelegene Bezirksamt und beschwerte mich. Man gab mir Recht – und ich bekam die Weste. Der Geschäftsinhaber jammerte: „Immer muss ich draufzahlen!“.

Die Fassade des schönen Jugendstil-Hauses (1912, erbaut von Eugen Felgel) auf Neubaugasse 38 (Bild 32) ist unverändert. Hinter der interessanten Glaskonstruktion im ersten Stock waren das Büro und die Direktion. Im Hinterhof ist noch immer die breite Stiege in die oberen Stockwerke, über die ich als Lehrling oft und oft gelaufen bin, denn im Stiegenhaus gab es keinen Aufzug. Das Ganze hat noch immer den Charakter eines Fabriksgebäudes mit übergroßen Fenstern. Im vierten Stockwerk hatten wir unser Lager. Auch der Versand wurde hier vorbereitet. An der Außenwand gab es einen

Lastenaufzug, der für Personen-Transporte nicht erlaubt war. Er wurde per Seilzug in Bewegung gesetzt. In jedem Stockwerk gab es an Stelle eines Fensters eine breite Türe, die man nur öffnen durfte, wenn die Aufzugplattform davor anhielt. Das Schwungrad mit dem etwa 4 cm dicken Seil in Bewegung zu setzen, war auch meine Aufgabe als Lehrling. Ich betrachtete das als eine Art sportlicher Übung, denn es erforderte doch eine gewisse Kraftanstrengung. Auch die 15 kg schweren Pakete mit den Feuerzeugen musste ich stemmen. Heute sind die Türöffnungen zugemauert, das Schwungrad ist verschwunden.

Im Nebenhaus befand sich das Renaissance-Theater. Da gab es einmal ein Boulevardstück, in dem ein Schlager vorkam: „Warum lügst du, Chérie?“ Dieser Schlager wurde zu Werbezwecken auf die Straße übertragen, was uns sehr nervte. Wir mussten ihn anhören, solange das Stück auf dem Spielplan stand. Leider war es ein Erfolgsstück.

Ich war als aufgeweckter Knabe der Hahn im Korb – vor allem bei den Damen. Und anscheinend war ich auch bei den altersgleichen Lehrmädchen nicht schüchtern, denn ich erinnere mich an erste vorsichtige Versuche einer Annäherung an das weibliche Geschlecht und an die Rüge eines sehr frommen Kollegen: „Das Berühren der Figuren mit den Pfoten ist verboten“, wenn er uns dabei ertappte.

Mein neuer Chef

Ludwig Giller war Kammer-Rat und beim Freien Wirtschaftsverband. Durch ihn erlebte ich noch etwas von der Kulturarbeit und dem Geist des „Roten Wien“ aus der Zwischenkriegszeit. Er motivierte seine Mitarbeiter, im Chor des Arbeitergesangsver-

eins mitzusingen. Wir hatten ein großes Repertoire. Darunter auch die beiden folgenden Lieder: Ich singe sie manchmal, wenn ich an meine Jugend denke. Dankbar, dass ich Freiheit und Frieden schon so lange genießen darf.

*Ein neuer Frühling wird in der Heimat blühen,
s schöner noch als einst er war.
Wir werden wieder durch die Wälder ziehen;
Freude herrscht, wo Weinen war.
Und man wird wieder, in unserm freien Land,
das Lied der Arbeit singen.
Hell wird's durch die Straßen klingen.
Es geht im gleichen Schritt mit uns die Jugend mit,
und vor das Rathaus zieh'n die Arbeiter von Wien.
Ein neuer Frühling wird in der Heimat blühen,
schöner noch als einst er war.*

Ich nehme an, dass dies ein Lied aus der Zeit des Austrofaschismus ist, des sogenannten Ständestaats, in dem die Sozialistische Partei verboten war. Der Text des zweiten Liedes soll von Dr. Karl Renner stammen, und geht so:

*Sonntag, Sonntag, herrlicher Tag,
Tag des Armen auf Erden.
Tag, an dem er vergessen mag,
all' der Woche Beschwerden.
Dreimal zwei sind die Tage der Müh',
Tage der Sorge und Plage.
D'rum soll freudig das Herz erglüh'n
an dem siebenten Tage.*

Der Österreichische Arbeitersängerbund (ÖASB)

Als Dachverband der Arbeitergesangsvereine NÖ im Jahre 1891 gegründet, besteht er nach seiner Neugründung 1946 noch heute. Er hat 2.000 aktive und 7.000 unterstützende Mitglieder. 1925 war Anton Webern der künstlerische Leiter.

Unser Chorleiter war Prof. Franz Leo Human (Bild 33). Wir sangen Haydn, Mozart, Schubert, Beethoven, aber auch „Brüder zur Sonne, zur Freiheit“ und andere Arbeiterlieder. Und natürlich das „Lied der Arbeit“. Hier die erste und die letzte der zehn Strophen, in denen der kulturelle und soziale Aufstieg der arbeitenden Menschen und der hohe Wert der Arbeit geschildert wird:

*Stimmt an das Lied der Hohen Braut,
die schon dem Menschen angetraut,
eh er selbst Mensch ward noch.
Was sein ist auf dem Erdenrund,
entsprang aus aus diesem treuen Bund.
Die Arbeit hoch!
Und wie einst Galilei rief,
als rings die Welt im Irrtum schlief:
,Und sie bewegt sich doch!'
So ruft: ,Die Arbeit, sie erhält
die Arbeit, sie bewegt die Welt!'
Die Arbeit hoch!*

Der Text des Liedes stammt von Josef Zapf (1867), die Musik von Josef Scheu (1868).

Kommerzialrat Giller weckte mein politisches Interesse, als er mich bei einer gemeinsamen Fahrt durch die Siebensterngasse auf jene Turnhalle aufmerksam machte, in der sich 1934 die



Bild 33

Naziputschisten sammelten, um Polizeiuniformen überzuziehen, mit denen sie die Wachen im Bundeskanzleramt täuschten, wo sie dann den Bundeskanzler Dollfuß ermordeten.

Mit Sechzehn kam ich durch einen Kollegen zur Gewerkschaft, meine Mitgliedsnummer war 93.583. (Bild 34). Wenig später zählte man eineinhalb Millionen Mitglieder.

Der Kollege, der mich zur Gewerkschaft brachte, hieß Donabauer. Er nahm mich auch sonst unter seine Fittiche. Er wirkte, wie sein Name andeutet, wie ein kleiner Landwirt und



Bild 34

hatte einiges Wissen über Botanik, das er an mich weiterzugeben versuchte. So nannte er mir die lateinischen Namen von Pflanzen, von denen ich nur mehr die *Primula veris* und *Primula obconica* in Erinnerung habe. Einmal gingen wir auf eine Wiese und er erklärte mir, wie gesund der Saft von Gras sei. Wir zerkleinerten solches und versuchten, den Saft in einem frischen Stofftaschentuch auszupressen. Viel konnten wir dabei nicht ernten und die Taschentücher waren verdorben.

In der Gewerkschaftsjugend gab es ebenfalls einen Chor, mit dem wir auch in der RAVAG, so hieß der ORF damals, auftreten durften. In unserer Volkstanzgruppe erwachte meine Tanzlust, sehr zur späteren Freude meiner Frau. Mit dieser verband mich dann auch das Interesse an der Natur, am Wandern und Bergsteigen. Wir wurden Mitglieder der Naturfreunde. Die Freude am Singen hatten wir beide von unseren Eltern. Sie blieb uns bis zuletzt.

Als „Fachberater“ im Vertrieb der Firma Giller

Nach zehnjähriger Tätigkeit im Unternehmen, im Anschluss an meine Lehrzeit, erhielt ich als erster Mitarbeiter, den für besondere Verdienste verliehenen, wertvollen Ehrenring (Bild 35). Vielleicht hätte ich es dort noch weit bringen können, denn der eigene Sohn von Herrn Kommerzialrat Giller hatte nicht die geringste Lust, das Unternehmen des Vaters zu übernehmen. Doch mir erschien die Branche, wir belieferten den Einzelhandel mit Raucherrequisiten, also Trafiken, als nicht zukunftssträftig, und damit hatte ich auch nicht unrecht. Dabei hatte ich die Ware, die ich verkaufte, richtig ins Herz geschlossen. Es waren außer den in der Nachkriegszeit sehr begehrten IMCO-Feuerzeugen, Pfeifen aus Meerschaum, solche aus Bruyère-Holz von der Firma Licht-



Bild 35



Bild 36

blau in Wien-Neubau, 7. Bezirk, Hermannsgasse 7, die heute nicht mehr besteht. Jene aus Meerschaum wurden, anfangs weiß, nach öfterem Rauchen langsam Goldgelb. Wir verkauften Pfeifen mit langen Rohren aus Haselnuss mit bemaltem Porzellankopf, wie man sie auf alten Bildern sehen kann. (Bild 36 – für die „Freiwillige Feuerwehr“, bei einem Altwarenhändler in Baden/Wien). Es gab Zigarettenspitzen aus Bernstein oder, für den einfachen Mann, aus Weichselholz. Ihre Länge wurde in Zoll angegeben. 1 Zoll war etwa 2,45 cm. Es gab verschiedene Längen, von 2 Zoll bis 5 Zoll. Der englische Zoll (inch) war in der Länge etwas abweichend (seit 1959 mit 2,54 cm definiert). Es gab kunstvolle Tabatièren, in denen man die einzeln gekauften Zigarettenspitzen verwahrte. Zigarettenspitzen, wie man sie heute kennt, gab es ja damals nicht. Ich erinnere mich sogar, dass ganz arme Menschen in der Trafik auch nur zwei oder drei einzelne Zigarettenspitzen kaufen konnten. Für die Zigarren der noblen Herren, gab es sogenannte „Humiden“ zur temperierten Aufbewahrung, damit sie nicht austrockneten und vielleicht etwas von ihrem wertvollen Duft verlieren hätten können. Im Nachhinein gesehen, war es vielleicht doch nicht so klug von mir, die Firma zu wechseln. Das wäre heute eine Marktnische. Für die Feuerzeuge und Gasanzünder brauchte man „Feuersteine“. Sie wurden von den Treibacher Chemischen Werken aus Cereisen hergestellt. Wir vertrieben den Gasanzün-

der „Funkmeister“ (ein Erzeugnis der Firma Meister) und die begehrten IMCO-„Triplex“-Feuerzeuge. Letztere waren in Paketen verpackt, von denen jedes 15 kg wog, die ich als schwächlicher Lehrling stemmen musste, wenn sie angeliefert wurden. Bei meinen Kundenbesuchen wurde ich immer sofort nach diesen Feuerzeugen gefragt. Wenn ich gerade keine liefern konnte, war der ganze „Auftrag“ in Frage gestellt. Bei meinen Kundenbesuchen kam ich oft auch in das Gaswerk Leopoldau. Mit Faszination verfolgte ich immer wieder den Vorgang der Gaserzeugung in den sogenannten „Kammeröfen“. In diesen wurde die Kohle entgast, als Schlacke blieb Koks zurück. Diesen bevorzugten wir vor der Kohle, weil er eine höhere Heizleistung bei weniger Rückständen hatte. Die Kammeröfen standen in einer Reihe, etwa 20 von ihnen, darunter war auf einem Bahngleise eine Reihe von offenen Waggons abgestellt, in die der glühende Koks hineinfiel. Aus einer Tonne Kohle gewann man etwa 300 Kubikmeter Gas und ungefähr 650 kg Koks. 1969 wurde der letzte, der Gaserzeugung dienende Kammerofen, und 1985 auch das Gaswerk stillgelegt, 1987 erfolgte der Abbruch. Seit 2007 steht auf dem Gelände der Busbahnhof der Wiener Linien für etwa 200 Busse. Nun ist auch eine große Wohnanlage projektiert. Von diesem typisch österreichischen Betrieb wechselte ich nach einigen Stationen in einen US-amerikanischen Konzern, der mir zukunftssträchtiger schien: zur National Cash Register Company, kurz NCR genannt.

Fundgruben

In den 1960er Jahren wurden in den Straßen unseres Bezirkes viele Rohrleitungen und Kabel getauscht. Die Aufgrabungen dazu waren für mich wahre „Fundgruben“, denn ich fand im Aushub so manches aus alten, ja sehr alten Zeiten. Wie das



Bild 37



Bild 38

12 cm große Töpfchen aus Eisenton (Bild 37). Es ist zeitlich schwer einzuordnen, denn dieses Material wurde bereits im Spätmittelalter (1250–1520) verwendet. Auch manches alte Pfeifenkopf-Fragment, wahrscheinlich aus dem XIX. Jhdt., barg die Erde. Die dazugehörigen Rohre aus Weichselholz waren allerdings verrottet. Es sind keine kunstvollen Stücke, sondern solche des täglichen Gebrauchs (Bild 38). Mich interessierten sie vor allem aus beruflichen Gründen.

Franz Theodor Csokor (1885 – 1969)

Der Dramatiker Csokor war ein Humanist. Er trat für Frieden, Freiheit und Menschenrechte ein. Im Ersten Weltkrieg ist er als Soldat gemeinsam mit Stefan Zweig, Alfred Polgar und Felix Salten im Kriegsarchiv in Wien beschäftigt. Das befand sich im Arsenal. 1922–1928 ist er Dramaturg des Raimundtheaters und des Deutschen Volkstheaters. Seit 1933 ist er Gegner der Nationalsozialisten. Beim Kongress des PEN-Clubs initiiert er eine Stellungnahme gegen die Gleichschaltung der Literaturszene und den Ausschluss der Juden aus der Reichskulturkammer. Er weigert sich, dem Bund Deutscher Schriftsteller Österreichs beizutreten. Nach dem Anschluss emigriert er. Eine Odyssee durch

halb Europa beginnt. Seine Werke werden verboten. Nach dem Krieg kehrt er nach Österreich zurück.

Ich kannte sein Theaterstück „3. November 1918“, auch seine Bücher „Zeuge einer Zeit“ und „Der Schlüssel zum Abgrund“. 1965 wollte ich ihn treffen und ihn um eine Widmung ersuchen. Als ich ihn dazu in seiner Wohnung besuchen wollte, erfuhr ich, dass er im Kaiser Franz-Joseph-Spital sei, ich ihn aber dort aufsuchen könne, was ich dann tat. Ich erhielt die erhoffte Widmung: „Franz Winter, vom Zeugen einer Zeit, die hoffentlich nie mehr wiederkommt“. In unserem interessanten Gespräch sagte Csokor unter anderem: „Wenn man in so einer Situation ist, soll man nach seinem Gewissen handeln. Es ist vielleicht gefährlich, aber erweist sich letztlich doch als das Richtige. Man bewahrt sich die Freiheit des Geistes, die – mir zumindest – alles bedeutet ... Wir mussten oft ‚gegen‘ die Geschichte leben, der Geschichte ins Glas-aug‘ blicken. Man rannte gegen eine Mauer, an der man möglicherweise auch erschossen werden konnte.“

Ich sagte: „Ihr Buch ‚Zeuge einer Zeit‘ ist ein Geschichtsunterricht in Briefen“. „Ja“, sagte er, „aber das war nicht beabsichtigt, es hat sich nachher so ergeben.“ Nach meinem Hinweis auf die gerade laufende Ausstellung „Österreich im Widerstand“: „Ja, die möchte ich mir auch ansehen, sobald ich da (aus dem Spital) herauskomm“.

Drei Jahre später sehe ich den nunmehr 83-Jährigen, von ihm unbemerkt, an der Kreuzung Landstraße/Invalidenstraße, als eben eine Kolonne junger Burschen mit geballten Fäusten an uns vorbeizieht. „Ho-ho-ho Tshi-Minh“, „Hoh-ho-ho Tshi-Minh“. Sie protestieren gegen den Vietnamkrieg der Amerikaner. Csokor steht wie erstarrt, fassungslos da. Erinnert ihn diese Szene an die Zeit der Machtergreifung der Nazis und die Aufmärsche der SA? Der Eindruck ist ja der Gleiche. Franz Theodor Csokor stirbt im Jahr darauf, im Jänner 1969.

NATIONAL CASH REGISTER COMPANY

Bekanntheit mit dem Kapitalismus

Im Jahre 1884 kaufte der Amerikaner John Henry Patterson von dem Erfinder James Ritty das Patent zur Herstellung mechanischer Registrierkassen und begann in großem Umfang mit der Produktion. Er wurde rasch bekannt und gründete auf der ganzen Welt zahllose Niederlassungen. In Deutschland entstand 1896 die Nationale Registrierkassen GmbH. Die von ihm erfundenen Vertriebsmethoden waren außergewöhnlich. Seine Verkäufer mussten stets auf gepflegtes Äußeres achten und an regelmäßigen Schulungen teilnehmen.



Bild 39

BIOGRAPHIE

Franz Winter

geboren am 18. November 1929 in Wien im alten AKH, getauft in der Dreifaltigkeitskirche – Alserkirche – Wien 8. Bezirk – Josefstadt

Zwischenkriegszeit-Kindheit/-Jugend, Familienleben – Wohnadressen, Schulen, Arbeitsplätze Wien, 8. Bezirk – Josefstadt, Schmiedgasse; 17. Bezirk – Hernals, Steinergerasse; 20. Bezirk – Brigittenau, Wehlstraße; ab 1960 – 2. Bezirk, „Renzhof“, Weintraubengasse

Volksschule – 17. Bezirk, Kindermannngasse; 20. Bezirk, Pöchlarnstraße; Oberschule – (= heute Gymnasium-Unterstufe) mit Latein, 2. Bezirk, Vereinsgasse; 20. Bezirk, Unterbergergasse; St. Pölten

September 1944 – Musterung

19. September 1944 bis 31. Mai 1945 – Lehrling bei Schuhgroßhandel Karl Valka, Wien, 1. Bezirk – Innere Stadt, Neutorgasse
1945–1957 – Lehrling, Angestellter bei der Großhandelsfirma für Rauchrequisiten, Feuerzeuge, Pfeifen und Papierwaren, Ludwig Giller, Wien, 7. Bezirk, Neubaugasse

1953 – Hochzeit mit Herta Pascher, Lehrerin

1958–1960 – Hausverwaltung Mayerhofer, Wien, 1. Bezirk, Rathausstraße

1960–1989 – NCR (amerikanischer Computerkonzern, Sitz in Dayton/Ohio), Werbeabteilung, Sekretär des Direktors Paul von Maric-Mariendol, Wien, 1. Bezirk, Schottenring

1969 – Sohn Martin

seit 1951 – ACUS-Mitglied

1960–1987 – „Sekretarius“ des Gründers/Leiters Wirkl. Hofrat Dipl. Ing. Franz Kummer des Katholischen Bildungswerks (gegr. 1957), Pfarre St. Nepomuk, Wien, 2. Bezirk – Leopoldstadt, Praterstraße

1987–2017 – Leiter des Katholischen Bildungswerks

Pfarre St. Nepomuk, Wien, 2. Bezirk – Leopoldstadt, Praterstraße

1992 – Grundzertifikat für Erwachsenenbildung

1994–1996 – Theologischer Kurs

ab 2013 „aktiver“ Lebensabend, gemeinsam mit seiner Ehefrau Herta († 2020) in einem der Wiener „Häuser zum Leben“

2017 – Verleihung des „Silbernen Stephanus“ an Franz Winter durch Weihbischof DDr. Helmut Krätzl; St. Johann Nepomuk-Figur an Herta Winter als Würdigung ihrer Verdienste um die Pfarre (Kantorin)

Zeitlebens:

Lesen, Schreiben, Zeichnen, Singen, Tanzen, Wandern, Biologie und Tierwelt

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien